

Sonntagvormittag im Städtchen

Autor(en): **Wirz, Eduard**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Baselbieter Heimatblätter**

Band (Jahr): **26 (1961-1962)**

Heft 1

PDF erstellt am: **11.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-859560>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Redli, Redli lauf!
 S Seil, das pflotscht in Rhy.
 Schrei nit, Ferchtibutz,
 lueg de gsehsch es gly!

Der Fährima, dä isch e Schatz . . .

Redli, Redli lauf!
 D Wälle kemme, gehn
 als enander no.
 Lueg, wie isch das scheen!

Der Fährimaa, dä isch e Schatz . . .

Redli, Redli lauf!
 S ruuscht e Melody,
 s singt en altis Lied,
 s Lied vo unsrem Rhy.

Der Fährima, dä isch e Schatz . . .

s Redli, s Redli stoht,
 d Fähri putscht an Stäg.
 Use? Nai, me fahrt
 Nonemol dä Wäg.

Der Fährima, dä isch e Schatz . . .

Redli, Redli lauf,
 fahr bis zobe spot,
 bis am Minscherturm
 d Obesunne stoht.

Der Fährimaa, dä isch e Schatz . . .

(Aus: «E Rhy-Spil»)

Sonntagvormittag im Städtchen

Ich war diesen Morgen am Wasserfall. Von dort sieht man zum Städtchen hinauf. Aber jetzt lag noch Nebel im Tal. Nur von Zeit zu Zeit riss der Wind eine Lücke. Dann stach die Kirchturmspitze in das Licht und es verirrte sich wohl auch ein Strahlchen hier ins Wasser, dass es glänzte und gleisste, und der Herbstduft, der auf dem roten Laub lag, schimmerte silbern. Später kam ich zu der Brücke. Als ich das letztmal darübergewandert war, hatte das Wasser wild und braun getost. Das war im Frühling gewesen. Jetzt zog das Flüsschen in herbster Bescheidenheit gelassen daher, klar und durchsichtig. Ich stand auf dem Bogen und schaute seinem Glitzern nach.

Nun türmte sich, da ich weiterschritt, das Städtchen im vollen Licht, Mauer und Haus und darüber hinaus das Tor und die Kirche. Ich ging der alten Stadtmauer nach, wo in den Gärten, die den Platz des einstigen Grabens einnehmen, die Astern und Dahlien leuchteten neben dem reichen handgreiflicheren Segen dieser Tage. Ueber der Mauer hing da und dort ein blutroter Teppich, darin schwarzblaue Perlen standen. Das sind die Jungfernreben, die ihre Herrlichkeit ausbreiten. Hier ist der Schopf jener Schmiede, in dem ich vor einigen

Jahrzehnten als Soldat im Stroh gelegen habe, und dort, das grosse, würdige Gebäude, ist das Pfarrhaus. Nennte ich seinen Namen, wüsste man, dass es einst voller Musik und Poesie steckte und dass ein junger Dichter es mit seinem frohen Leben füllte. Und wenn sein geliebter Freund ihn besuchte, waren gar zwei Jünger des Parnass beieinander.

Ein Trommeln und Pfeifen rauscht durch die enge Gasse, und Fahnen flattern, nicht anders, als wenn vor Jahrhunderten die Söhne des Städtchens ins Welschland gefahren sind. Jetzt marschirt eine Turnerschar strammen Schrittes vorüber. Nun stehe ich am Bahnhof. Der weite Platz ist leer. Aber nun ist doch ein Zug eingefahren. Eine ganze Gesellschaft steigt aus. Unter den vielen Herren befinden sich auch einige Damen, und Damen wie Herren, junge wie alte, sehen recht würdig aus, sozusagen wissenschaftlich. Jetzt treten zwei, drei Herren auf sie zu, feierlich schwarz gekleidete Herren, die ich vorher nicht beachtet hatte. Man begrüsst sich, man unterhält sich und schliesslich gehen einige Beherzte voraus, dem Städtchen zu. Und Grüppchen um Grüppchen schliesst sich an, die mappenbewaffneten, die zum Vorstand gehören werden, und das gewöhnliche Volk. Warum, wenn ich doch Zeit habe, sollte ich nicht mitbummeln? Wenn die Geschichte ernsthaft werden sollte, werde ich mich noch rechtzeitig abzusetzen wissen.

Die Gesellschaft tritt in ein grosses, stattliches Gebäude, auf dem eine Schweizerfahne flattert und über dessen Tür «Regierungsgebäude» zu lesen steht. Damit bekommt die Sache schon einen gewissen Anstrich, eine Note, einen bestimmten Gehalt. Der erstbeste Verein tagt nicht in einem Regierungsgebäude, auch in einer Demokratie nicht. Wir steigen die dunklen Treppen hinauf und treten dann in einen hellen, freundlichen Saal mit weichgepolsterten, im Halbrund aufgestellten Sitzreihen. Ein grosses, dreiteiliges Bild schmückt die Präsidentenwand, heiter und leicht in den Farben und erfüllt von einem beschwingten Rhythmus. In der Mitte wird gepflügt. Dieser Teil des Bildes nimmt den grössten Raum ein. Das scheint mir begreiflich und in Ordnung, nicht nur in der heutigen Zeit. Steht nicht das Städtchen mitten im Wiesen grün und Ackerbraun? Dort zur Rechten... aber jetzt erhebt sich der Herr auf dem Präsidentenstuhl: «Mesdames, Messieurs!» Also Confédérés? Ja und nein, vor allem aber eine gut schweizerische Gesellschaft. Der Präsident richtet ein paar charmante Worte an die Adresse des Städtchens, an seine Behörden und an die des Kantons. Nein, so werde ich es meiner Lebtage nicht fertigbringen; aber ich werde ja auch nie einer so illustren Gesellschaft vorsitzen. Jetzt macht der Präsident einem zweiten Herrn Platz, einem Bürger des Gastortes, einem Eingeborenen sozusagen. Er wird einen Vortrag halten. Soll ich am Ende nicht lieber in den goldenen Herbsttag flüchten? Dort sehe ich die Strasse des Städtchens hinauf. Sie ist voller Sonne. Soll ich nicht? Der Herr Vortragende hält ein beängstigend dickes Bündel Blätter in der Hand, mit Maschinenschrift beschrieben, ich kann es von meinem Platz aus erkennen und draussen...

Ich bin geblieben. Der Vortrag, der ein entscheidendes Kapitel der heimatlichen Geschichte zum Leben brachte, war so spannend, so modern, dass mir die Zeit nicht lang geworden ist. Vor mehr als hundert Jahren hat es sich zugezogen, und die Akten mögen etwas vergilbt sein und sind vielleicht auch schon brüchig geworden, aber bläst man nur erst den Staub weg, wie wirbelt das in dieser Stunde! Von politischer Propaganda ist die Rede, von grossen und kleinen Propagandaministern, von angriffigen Zeitungsartikeln und nicht minder beherzten Flugblättern, von Prosa und Poesie. Freilich, die Dame Poe-

sie war eine recht resolute Person. Aber trotz spitzen giftigen Federn und allem Funkenstieben ist die Sache doch gut herausgekommen. Das tröstet, ver-söhnt. Aber jetzt wurde der Vortrag schon verdankt. Man wurde noch zu einem Gang durch das Städtchen eingeladen. Sollte ich mich anschliessen? O, jetzt überlegte ich nicht mehr, mit so gescheiten Leuten durch ein so heimeliges Städtchen zu gehen!

Man machte dem Pfarrhaus seine Reverenz, wo einst jener junge Dichter gelebt hatte, man suchte das Denkmal des zweiten auf, und dann tröpfelte man vor das Rathaus, das mitten im Städtchen steht, schön in Reih und Glied wie ein guter Soldat. Es ist mit alten und neuen Bildern geziert, Bildern, die von Weisheit und Richterklugheit erzählen, und von den andern, auf denen streitbare Krieger marschieren und kämpfen und schöne, stolze Frauen tafeln. Als man in das Haus trat, kam man durch eine Halle in einen hellen Lichthof, dessen eine Wand wiederum mit einem Bild aus der tapfern Geschichte des Städtchens geschmückt war. Zu Füssen des Bildes, dessen Komposition uns der Maler selbst erklärte, plätschert ein Brunnen. Davor aber war ein Tischlein aufgestellt mit Flaschen und zierlichen Gläsern reich besetzt. Die Gesellschaft hatte sich inzwischen gruppiert, in Halle und Hof, auf der Treppe und in den Laubengängen, so selbst ein buntes Bild darstellend. Jetzt trat der Stadtpräsi-dent vor, ein Mann, aus festem Bürgerholz geschnitzt, grüsste und lud dann zu einem Morgentrunke ein. Worauf alsbald muntere Trachtentöchter ausschwärmt-ten und den goldenen Stadtwein anboten. Damit aber die obrigkeitliche Würde, die staatliche Stütze im heitern Reigen nicht fehle, tat auch ein Stadtpolizist oder Weibel in Uniform den Dienst als Mundschenk. Ich konnte der Staats-gewalt nicht widerstehen, und nachher dünkte es mich unrecht, der hübschen Trachtentochter einen Korb zu geben. Als man sich also gestärkt hatte, begann der Stadtpräsident mit seiner eigentlichen Begrüssungsrede. Er wies auf die, wie er sagte, bescheidenen Schätze hin, die das Haus berge, auch auf das Dich-termuseum. darin ein Stübchen den beiden berühmt gewordenen Söhnen des Städtchens gehöre, indes das andere Zimmer die Erinnerungen an einen Flücht-ling in sich schliesse, der vor hundert Jahren den freiheitlichen Boden dieses Ortes aufgesucht habe. Er wäre eben zu den Rechten gekommen, denn im Völklein des Städtchens sei frühzeitig schon ein revolutionärer Geist wach ge-wesen und sei eigentlich nicht mehr eingeschlafen, also dass man Selbständig-keit und Unabhängigkeit noch heute über alles liebe.

Der Redner schlug eben ein neues Kapitelchen auf. Das sang das Loblied vom berühmten Wald der Gemeinde, dem grössten des Kantons. Da kündete die Uhr des nahen Kirchturms die Mittagsstunde an. Hellklingend fielen die Glockenschläge in die Stille des Hofes. Mich schreckten sie. In wenigen Minu-ten musste mein Zug fahren. So ging ich denn unbemerkt fort. Der Zug führte mich an der Rückseite des Städtchens vorbei. Wiederum sah ich aus dem Häu-serring Kirche und Tor aufragen, dazwischen den Treppengiebel des Rathau-ses. Dort mochte sie noch weiter tagen, die liebenswürdige Gesellschaft in dem liebenswürdigen Städtchen. Wo und wie hätte ich einen angenehmeren Sonn-tagvormittag erleben können?

„Sie kommen!“

Ein heller Sommertag des Jahres 1501 stand über dem Tal und den grünen Bergen ringsum. Seit den frühen Morgenstunden herrschte in dem kleinen Dorf am Fusse des Hauensteins ein reges Treiben. Die Bauern hatten ihr Vieh be-sorgt, Stall und Scheune in Ordnung gebracht und ab einer nahen Matte noch